



Staats- und  
Universitätsbibliothek  
Bremen

# **Staats- und Universitätsbibliothek Bremen**

**DFG Projekt Die Grenzboten**

**Die Grenzboten**

**Berlin u.a., 1841 - 1922**

Maßgebliches und Unmaßgebliches

**urn:nbn:de:gbv:46:1-908**

wir nicht bleiben, Moritzchen, mein Gold. Steh auf! Schneit es noch? Laß es schneien — es ist einerlei, wir gehn leise aus dem Hause. Rasch — mach dich fertig. Er stellte sich selbst auf die Füße, aber fiel kraftlos in den Stuhl zurück, und sein Kopf hing nieder.

Da sprang Moritz aus dem Bett und lief im Hemd, wie er war, die Treppe hinab nach Hilfe. Gleich auf der obersten Stufe fing er schon an zu wimmern. Denn er wußte nicht, wo der Lehrer und seine Frau schliefen, sie sollten ihn hören und ihm schon entgegenkommen.

Er hatte richtig gerechnet. Eine Tür tat sich auf, und ein Kopf schaute heraus. Und einige Minuten später liefen die beiden ihm nach zur Kammer.

Es ist hohes Fieber — und zugleich große Herzschwäche, sagte die kundige Lehrerfrau, nachdem sie den Kopf und den Puls befühlt hatte, und sah ernsthaft auf ihren Gatten. Ich mache starken Kaffee und hole gleich Wein.

Damit war sie wieder fort. Der Lehrer versuchte, den Alten zu entkleiden und ihn ins Bett zu bringen, während sich Moritzchen leise winselnd anzog.

Jedoch Pinkus wehrte mit einer matten Bewegung ab. Es strengte ihn zu sehr an — er wollte lieber noch etwas sagen, aber konnte auch das fast nicht. Der Lehrer wagte nicht, ihm den Riemen von der Stirn zu nehmen, in die er schon einen roten Streifen gedrückt hatte; er dachte, es sei vielleicht eine jüdische Sitte, ihn zum Sterben zu tragen. Aber er holte leise den Kleinen in seiner halb angezognen Weste herbei und schob ihn an den Vater heran, während er selbst die Hand um Moritzchens Arm legte. Das tat er, damit Pinkus empfinde, daß sein Junge auch später vielleicht eine väterliche Hand spüren werde, und gelobte sich, daß er dies Zeichen, wenn es sein müsse, wahrmachen wolle.

Der Hausierer sah es und nickte. Aber nicht — daß ich mein Raddisch verliere — flüsterte er.

Ihr Sohn soll das Beten nicht verlernen — und seine Eltern nicht vergessen, war des Lehrers Antwort. Da fing Moritz laut an zu weinen.

Er hat zu leben! Nur — lernen soll er — lernen von unserm Volk — und all den Zeugen. Und mir dann sagen — warum — warum dies alles so ist.

Warum unsre Leut jetzt hier in der Fremde gehn und handeln? half der Junge ihm schluchzend ein. Meinst du das?

Ja — dem denk nach.

Diese in unsäglicher Mattheit geformten Worte blieben die letzten, die der alte Meyer Pinkus zu seinem Sohne sprach.



## Maßgebliches und Unmaßgebliches

Reichsspiegel. Als der Reichstag zusammentrat, wurde sowohl bei den Abgeordneten als auch bei einem nicht geringen Teile der Politiker draußen die Vorlegung eines Weißbuchs zur Marokkofrage erwartet; die ersten Sätze der Thronrede waren als die Einleitung zu einer solchen Vorlage aufgefaßt worden. Aus welchen Gründen sie unterblieben ist, ob man vielleicht den Franzosen den Vortritt lassen und dann ihr Gelbbuch auf deutscher Seite nach Bedürfnis ergänzen wollte, mag dahingestellt bleiben. Lücken genug sind ja vorhanden, und die deutsche Ergänzung wird nicht auf sich warten lassen.

Bis jetzt sind Weißbücher über europäische Politik bei uns nicht üblich gewesen, nur über Kolonialpolitik. Bismarck hielt bekanntlich nicht viel davon und sagte

gelegentlich, eine Regierung, die mit solchen Publikationen zu rechnen habe, sei in ihrer Bewegungsfreiheit gehemmt, sie müsse ihre diplomatischen Schriftstücke anstatt für die betreffenden fremden Regierungen für die Öffentlichkeit und deren geringes Verständnis einrichten und in ihren Notizen manches zu sagen unterlassen, weil es sich für die Publizität nicht eigne.

Nach diesen Grundsätzen ist denn auch das neueste französische Gelbbuch zurechtgemacht, das über Delcassé, seinen Rücktritt, über die englisch-französischen Winkelzüge und so manches andre kein Sterbenswörtchen enthält. Nicht minder geschickt, als das Gelbbuch abgefaßt ist, war auch die parlamentarische Behandlung der Marokkoangelegenheit durch Rouvier und die Deputiertenkammer inszeniert worden. Es handelte sich darum, Rouvier durch ein großartiges Vertrauensvotum zu stützen und den Verzicht auf die Debatte durch eine dramatisch schöne Pose zu maskieren. Es geht das sowohl aus der Erklärung Ribots hervor: die Kammer müsse sich einmütig um die Regierung scharen, „um in Deutschland den Eindruck hervorzurufen, daß Frankreich ruhig und stark die Konferenz in Algiciras abwarte,“ als auch aus den Abstimmungszahlen. Der Beschluß, die Debatte über Marokko zu vertagen, ist mit 486 gegen 49 Stimmen in diesem Sinne erfolgt. Nach der dürftigen Behandlung der auswärtigen Politik im deutschen Reichstage haben sich Rouvier und die Deputiertenkammer die Sache leicht gemacht. Es war ein billiger Triumph, aber immerhin eine vielsagende Lehre für unsere Parlamentarier, wie sich ein Parlament inmitten ernster schwebender internationaler Fragen zu verhalten hat. Unser Reichstag kommt nun einmal bei solchen Fällen aus der politischen Kinderstube nicht heraus.

Anstatt sich einmütig und entschlossen der nationalen Flagge unterzuordnen, glaubt bei uns nicht nur jede Partei, sondern jeder Abgeordnete die eigne kostbare individuelle Überzeugung auf den Markt bringen zu müssen; wir haben in den fünfundsüßzig Jahren des Reichsbestandes weder gelernt, eine Großmacht noch eine Nation zu sein. Das wirklich weltkundige Ausland weiß ganz genau, daß die deutsche Regierung mit ihrem Reichstag weder große Politik machen noch eine Flotte bauen wird. Man könnte fast sagen, je mehr Deutsche zur See fahren, desto geringer wird bei unsern Parlamentspolitikern die Neigung, sich den Seewind um die Nase wehen zu lassen; je größer die Zeiten, desto kleiner und kleinlicher das parlamentarische Geschlecht!

Auch im übrigen hat der Reichstag im ersten Abschnitt seiner Beratungen viel weniger gehalten, als nach der Eröffnung erwartet worden war. Es ist nach den üblichen Debatten zum Etat, wobei vom Etat sehr wenig und vom Flottengesetz fast gar nicht die Rede war, nur noch das Handelsprovisorium mit England, der Handelsvertrag mit Bulgarien und die südwestafrikanische Bahn nach Kubub erledigt worden. Diese Eisenbahnvorlage hat in Oberst von Deimling einen so ausgezeichneten Verfechter gefunden, daß es bedauerlich gewesen wäre, wenn der Erfolg, der ihm auf dem Schlachtfelde in Südwestafrika nie gefehlt hat, ihm im Reichstage versagt geblieben wäre. Es war in der Tat eine höchst erfreuliche Erscheinung, einen so tapfern, kriegserprobten Soldaten, der vor wenig Monaten noch dem Feinde gegenübergestanden hat, in der Heimat so gewandt und so energisch für die Bedürfnisse seiner noch im Felde stehenden Kameraden und ehemaligen Untergebenen plädieren zu sehen, was er auch außerhalb des Reichstags mit großem Erfolge getan hat. Im übrigen gipfelte, wie das in den letzten Jahren leider fast immer und in steigendem Maße der Fall war, von den Ausführungen der Bundesratsmitglieder abgesehen, die Debatte fast nur in den Bebel'schen Reden, und es ist leider festzustellen, daß die Wortführer der bürgerlichen Parteien, bei denen der revolutionären Tendenz der Bebel'schen Rhetorik gegenüber doch jeder Zweifel ausgeschlossen ist, sich nicht haben versagen können, vor ihm rednerische Verbeugungen zu machen und ihm die öffentliche Aufmerksamkeit noch besonders

zuzuwenden. Der Abgeordnete von Richthofen leitete in der Sitzung vom 7. d. M. seine Rede mit der wiederholten Anerkennung des Rednergeschicks und des oratorischen Talents des Abgeordneten Bebel ein: „Der Abgeordnete Bebel ist selbstverständlich ein ganz vorzüglicher Redner.“ Zwei Tage später folgte Wassermann, der es ebenfalls nicht unterlassen konnte, Bebel als „einen hervorragend begabten Mann“ hinzustellen und die Lektüre des Vorwärts wegen des ausgezeichneten englischen Korrespondenten zu empfehlen. Da solche Äußerungen doch nicht in den vier Wänden des Reichstags bleiben, sondern von der Presse weitergetragen werden, so dürfen sich die Herren von der Rechten und die Nationalliberalen nicht wundern, wenn Bebel schließlich im ganzen Lande als die bedeutendste und jedenfalls interessanteste Persönlichkeit des gesamten Reichstags angesehen wird.

Ob solche Verbeugungen vor der sozialdemokratischen Rhetorik und solche Empfehlungen der sozialistischen Publizistik geeignet sind, die Sozialdemokratie mit Erfolg zu bekämpfen, wird jedermann sich selbst beantworten können; jedenfalls wäre es zur Bismarckschen Zeit nicht möglich gewesen, daß der sozialdemokratische Führer mit solchen Ausdrücken anerkennender Bewunderung von den Führern der bürgerlichen Parteien begrüßt worden wäre. Es ist das ein neuer Beweis dafür, daß in unsern gebildeten Ständen das Gefühl für die Bedeutung und den Ernst der sozialistischen Gefahr mehr und mehr verloren geht. Wohl ruft man bei jeder Gelegenheit nach der Regierung, unter Umständen auch nach Ausnahmegeetzen und andern Maßregeln. Aber selbst tun die bürgerlichen Parteien gar nichts, der Regierung den Kampf zu erleichtern, den sie bisher auf streng gesetzlichem Boden durchzuführen versucht hat. Diese Aufgabe wird ihr täglich schwerer, sowohl dadurch, daß die Sozialdemokratie immer mehr einen revolutionären und gewalttätigen Charakter annimmt, als auch dadurch, daß die bürgerlichen Parteien im großen und ganzen fast vollständig versagen. Es war unter dem Eindruck dieser Tatsache, daß jüngst ein hoher Militär im vertrauten Kreise seine Überzeugung dahin aussprach, daß die Sozialdemokratie obliegen werde, weil das bürgerliche Element in seinem Widerstande fast vollständig erlahmt sei, und nicht viel anders sind wohl auch die Ermahnungen des Staatssekretärs Grafen Posadowsky zu verstehen, die ihm namentlich bei den Konservativen so verübelt worden sind, und die doch nur derselben Erwägung entsprungen waren. Es ist schon bei den Betrachtungen über die letzten Reichstagswahlen zahlenmäßig nachgewiesen worden, daß die bürgerlichen Parteien es vollständig in der Hand hätten, die Sozialdemokratie schon in der Wahlschlacht zu überwinden und damit dem Reichstage ein ganz anderes Aussehen und ein ganz anderes Ansehen zu geben.

Da aber die nötige Energie und das zwingende Interesse an den öffentlichen Angelegenheiten bei den bürgerlichen Parteien nicht hinreichend vorhanden ist, sind die Folgen allerdings unausbleiblich, und längst liegen die Dinge doch so, daß es für die Regierung völlig aussichtslos wäre, an den Reichstag mit Maßnahmen gegen die Sozialdemokratie heranzutreten. Der Abgeordnete von Richthofen klagte mit Recht darüber, daß er und Herr Bebel sich kaum noch untereinander verstünden, vielmehr gleichsam in fremden Zungen zueinander redeten. Je mehr das aber tatsächlich der Fall ist, um so weniger Grund liegt doch wohl vor, diese fremde Sprache Bebels der Öffentlichkeit auch noch mit voller Anerkennung seiner Talente und seiner rhetorischen Begabung zu empfehlen. Unser Bürgertum hat mit Ausnahme der industriellen Kreise, denen das sozialdemokratische Wasser schon an den Hals geht, den Kampf verlernt, der ehemals mit fester, prinzipieller Überzeugung und mit der ganzen Energie und Widerstandsfähigkeit einer solchen geführt wurde. Unse wissenschaftlichen Kreise sehen die Sozialdemokratie nur noch als ein Problem der wissenschaftlichen Erforschung und Begründung an. Das Bewußtsein, das ehedem die weitesten Schichten unsers Volkes durchdrang, daß die Sozialdemokratie das volle Gegenteil der Freiheit des Individuums wie der Geister bedeute, daß ihre

Herrschaft das Ende jeder Kultur, das Aufhören jeder nationalen Existenz, verbunden mit allen Schreckenstaten, wie sie seit Monaten aus Rußland täglich gemeldet werden, und damit auch unvermeidlich jedes Erlöschen von Treu und Glauben, von Pietät und Anhänglichkeit, von Pflicht und Ehre wäre — beginnt verloren zu gehn oder ist schon vielen verloren gegangen. Wohl mag der Umstand mit daran schuld sein, daß, wie in frühern Festen der Grenzboten dargetan worden ist, die Praxis unsrer Gerichte gegenüber den sozialdemokratischen Ausschreitungen in der Presse, in Reden und Versammlungen seit einer Reihe von Jahren viel zu milde geworden ist, sodaß es kein Wunder ist, wenn sich die Empfindung für die Unterschiede von Gesetzmäßigkeit und Gesetzlosigkeit in den breiteren Schichten mehr und mehr verflüchtigt hat. Ausschreitungen, die tagtäglich straflos bleiben, erscheinen mit der Zeit auch dem Publikum nicht mehr als solche, und man hat sich schon daran gewöhnt, ruhig zuzusehen, wie die sozialdemokratische Hochflut die Dämme weiter und weiter zerseht und abspült, die heute noch zum Schutze gegen sie vorhanden sind.

Wir nähern uns damit einem Zustande der Geister, wie er sich in andern Ländern vor großen geschichtlichen Katastrophen eingestellt hat. Unsrere bürgerlichen Parteien scheinen ihre Kraft mit der Erreichung ihrer alten politischen und nationalen Wünsche, dem Aufbau und Ausbau des Reichs, erschöpft zu haben. Sie wenden sich seit mehr als einem Jahrzehnt nur noch der Pflege ihrer wirtschaftlichen Interessen zu und befehlen einander viel schärfer als die Sozialdemokratie. Wenn Bismarck einmal sagte, er habe sich zu einer Kolonialpolitik wesentlich mit aus dem Grunde entschlossen, dem deutschen Volke wieder ideale Ziele zu geben, so beweist schon allein die Tatsache, daß sich mit sehr geringen Ausnahmen das Großkapital und die großen Vermögen von jeder Beteiligung an der Entwicklung unsrer Kolonien fernhalten, daß die Kreise, die die Kolonialpolitik als ein ideales Ziel in sich aufgenommen haben, bei weitem nicht den Umfang erreichen, der dazu nötig wäre, eine Nation mit vollem Ernst und ganzer Hingebung für eine politische Aufgabe zu erfüllen. Zolltariffragen, Börsengesetze und die damit zusammenhängenden tiefen Gegensätze zwischen landwirtschaftlichen und Handelsinteressen okkupieren die politische Arbeit unsrer bürgerlichen Parteien fast allein, und es hat sich daraus ein Sorgen für die Gegenwart unter Verzicht auf jede Fürsorge für eine fernere Zukunft entwickelt. Man hat in Deutschland oft genug den Engländern ihren Krämerstandpunkt vorgeworfen, sie die Krämernation gescholten; diese Krämernation hat aber sehr viel mehr große Eigenschaften entwickelt als die deutsche und hat sich in großartiger Weise als viel weiter in die Zukunft schauend erwiesen als irgendein andres Volk. Es liegt in dieser vorschauenden Politik der Krämernation ein großartiger Idealismus, ein so fester Glaube an die Zukunft des britischen Volkes, an seine Kraft, sich durchzusetzen und sich zu behaupten, daß wir uns Deutschen nur wünschen könnten, diese Eigenschaft wäre auch nur zu einem Bruchteil so sehr Gemeingut unsers Volkes, wie es in England der Fall ist. Wir sind auf dem besten Wege, uns von der Krämernation nur die abstoßenden Züge anzueignen, aber die wirklich großen, auf denen das Schicksal Großbritanniens und seine Weltstellung beruht, nicht anzuerkennen oder nicht zu verstehen.

Die Zahl der Männer in Deutschland, deren Blick und Einsicht als den Engländern ebenbürtig zu betrachten wäre, ist nicht nur sehr gering, sondern ihre Betätigung hat auch noch mit einer Summe von Beschränktheit und Engherzigkeit, nicht nur unsrer politischen Parteien, sondern weiter Berufskreise zu rechnen, daß man sich nicht wundern darf, daß in Deutschland der Zug zur Größe, der uns über die Jahre 1866 und 1870 hinübergetragen hat, allmählich erlischt und verloren geht. Demgegenüber wird die Sozialdemokratie unstreitig von einem Glauben an ihre selbst noch so fernem Ziele getragen, der, so bedauerlich die Sache an sich sein mag, sie in eben dem Maße vorwärts führt, wie die bürgerlichen Parteien bei dem Mangel an großen Zielen zurückbleiben. Das zunehmende Wach-

tum der Sozialdemokratie ist nur ein neuer Beweis dafür, daß eine Nation solcher Ideale und solcher Ziele bedarf, und daß, wenn sie diese nicht rechtzeitig in der Richtung ihrer ganzen geschichtlichen Entwicklung aufpflanzt und ihnen mit festem Willen und Beharrlichkeit zustrebt, unausbleiblich andre Ziele austauschen, Irrlichtern gleich, die den Wanderer von dem verlorenen Wege ab in den Sumpf führen. Der Umstand, daß trotz dem Stückchen Idealismus, das in der sozialdemokratischen Bewegung steckt, diese schließlich doch an ihren grotesken Übertreibungen zugrunde gehn muß, ist bei einer Beurteilung unsrer innern Gesamtlage einer der wenigen Trostgründe. Ein Beispiel dieser Übertreibungen hat der so „hervorragend talentierte“ Herr Bebel soeben im Reichstage gegeben, als er in voller Übereinstimmung mit frühern Kundgebungen der Sozialdemokratie die Entscheidung darüber, ob ein Krieg Deutschlands etwa berechtigt sei, und ob die Sozialdemokratie demgemäß dem Ruf zur Fahne Folge zu leisten habe, vom Ermessen der Partei, also des Parteivorstandes, abhängig machte. Demgegenüber ist es von hohem Interesse zu sehen, wie sein französischer Gesinnungsgenosse Laurès, mit dem Herr Bebel angeblich in voller Übereinstimmung ist, soeben das volle Gegenteil verkündet hat, indem er in seiner Rede vom 15. d. M. in der Pariser Kammer den nationalen Charakter der französischen Sozialdemokratie und ihre Pflicht, Frankreich zu verteidigen, ausdrücklich betont hat. Würde sich die deutsche Sozialdemokratie rein auf wirtschaftliche Aufgaben, auf die Verbesserung der Lage der arbeitenden Klassen beschränkt haben, so würden ihr die Erfolge auf diesem Gebiet eine ganz andre Stellung in unserm öffentlichen Leben geben, als dies heute der Fall ist, wo sie politische Fragen und Ziele, und zwar fast nur solche revolutionären Charakters, mit Emphase in den Vordergrund stellt. Herr Bebel erklärt die Arbeiterschaft aller Völker für international verbrüder, bei den Franzosen ist gerade das Gegenteil der Fall, und bei den Engländern reicht diese Verbrüderung gerade so weit wie das Interesse, gelegentliche Ausstände im Auslande zu unterstützen. Auch die Erfahrungen, die die deutsche Sozialdemokratie später bei der russischen und der polnischen machen wird, wenn diese erst einmal einen geordneten Bestandteil des dortigen öffentlichen Lebens bilden werden, dürften schwerlich sehr ermutigend für diese Idee sein. Der internationale vaterlandsfeindliche Zug ist es denn auch, der es dem Reichskanzler nicht nur erleichtert, sondern zur Pflicht macht, der Sozialdemokratie mit wachsender Schärfe gegenüberzutreten — des Beifalles des Landes ist er dabei sicher.

Graf Posadowsky hatte in seiner Rede vom 12. Dezember noch einen andern Punkt berührt, wenn auch mit unverkennbarer Vorsicht, von dem seit Jahrzehnten am Bundesrätstisch nicht mehr die Rede gewesen ist: die Oberhausfrage. Heute an dieser Stelle ausführlicher darauf einzugehn, wäre nicht angezeigt, aber es darf wohl darauf hingewiesen werden, daß allmählich sogar bei so einsichtigen Politikern und langjährigen genauen Kennern unsrer Reichsverhältnisse, wie Graf Posadowsky unbestritten ist, der Gedanke an Boden gewinnt, daß das Reich auf die Dauer mit einem solchen Reichstage allein nicht regiert werden kann, und daß, wenn das Wahlrecht unangetastet bleiben soll, und noch Diäten dazugegeben werden, die Errichtung eines Oberhauses wohl als einziges Auskunftsmitglied bleibt, auch auf die Gefahr hin, das parlamentarische Wesen trotz seiner heute schon fast unerträglich gewordenen Ausdehnung und der Belastung des gesamten Regierungsapparats noch um ein weiteres und wichtiges Glied zu vergrößern. Ein Umstand, der ganz besonders dafür spricht, ist der, daß der Bundesrat, d. h. die Gesamtheit der Regierungen, dem Reichstag unvermittelt gegenübersteht, und daß dadurch die Gegensätze, die in allen andern größern Ländern durch ein Oberhaus oder durch einen Senat abgeschwächt werden, bei uns in voller Schärfe fühlbar sind, und wir dadurch so leicht Konfliktstimmung haben. Bei unserm Einkammersystem ist die Gefahr immer vorhanden, daß der Bundesrat in gar manchen Fällen gegen die Über-

zeugung seiner Mehrheit „ja“ sagen und nachgeben muß, um die Zustimmung der Reichstagsmehrheit für irgendein anderes Gesetz zu sichern oder sie sonst bei guter Laune zu erhalten. Das Vorhandensein eines Oberhauses, unter dem man sich freilich etwas anderes wird denken müssen als das preußische Herrenhaus, würde nach dieser Richtung hin in vieler Beziehung ausgleichend wirken.

Auch die Diätenfrage ist von dem Staatssekretär des Innern berührt worden, und er hat sich ihr gegenüber ablehnender verhalten, als bisher von vielen Abgeordneten vorausgesetzt worden war. Gegen seinen Nachweis, daß Diäten oder Anwesenheitsgelder keineswegs das ersohnte Mittel sind, den Reichstag beschlußfähig zu machen, sondern daß bei dem Absentismus eine ganze Reihe von andern Umständen ausschlaggebend mitpricht, wird sich schwerlich etwas einwenden lassen.

\*8\*

Das stehende Heer der Vereinigten Staaten. Wir lesen in der in Newyork erscheinenden angesehenen Wochenschrift *The Nation* jetzt ein Resumé des Jahresberichts des Military Secretary of the Army, der sich dadurch auszeichnet, daß er des offiziellen optimistischen Tons, der sonst so charakteristisch für öffentliche Dokumente ist, gänzlich entbehrt. Er nennt die wirkliche Zahl der Desertionen im letzten Jahre: sie ist 6533 Mann, also mehr als zehn Prozent der angenommenen 63022 Mann, aus denen die Armee der großen Republik besteht. Von diesen 63000 Soldaten wurden 22254 nach Beendigung ihres Einstellungsvertrags entlassen, 9460 mußten infolge von Krankheiten oder von einem kriegsgerichtlichen Urteil abgehen, 377 starben oder wurden getötet, und 189 wurden infolge mangelnder Dispositionsfähigkeit zurückgezogen. Im ganzen verließen dieses Jahr 38813 Mann, also mehr als 61 Prozent, die Armee; mit andern Worten, wenn diese Lücken jetzt wieder ausgefüllt werden, sind 61 Prozent der Soldaten einfach Rekruten. Zweifellos werden sich ja manche der Abgegangnen wieder in den Militärstand einregistrieren lassen; aber die allermeisten kehren in das bürgerliche Leben zurück. Wenn man sich dann noch klar macht, daß nach dem Bericht des Generalarztes von den im Dienst stehenden je einer unter sechs an einer geschlechtlichen Krankheit leidet, so kann man eigentlich nicht sagen, wie sich *The Nation* ausdrückt, daß sich das Heer in einem glücklichen und befriedigenden Zustande befinde. In der Tat wäre der Kongreß wohl berechtigt, eine Untersuchung anzustellen. Er müßte sich an den Jahresbericht des Brigadegenerals Lee halten, der die Abwesenheit der Offiziere von ihren Truppen tadelt, den Mangel einer Bierkantine rügt (es wird darum nichts als Schnaps getrunken) und den Mangel an Sorgfalt in der Rekrutierung feststellt. So erzählt er, daß man einen siebzehnjährigen Jungen absichtlich als zweiundzwanzigjährig registriert hat. Er lief natürlich davon, ohne daß irgendeiner der Beteiligten zur Strafe gezogen wurde. Zwischen den Zeilen kann man auch lesen, daß die Disziplin gelockert ist, daß das Rechnungswesen wie das Verantwortlichkeitsgefühl sehr schwankend sind, und daß nur die Natur des Dokuments, als eines öffentlichen und nicht als eines vertraulichen, General Lee zurückhält, mit Details darüber aufzuwarten. — Wir Volkshewerwilden sind scheint's doch bessere Menschen als diese Milizkanadier, trotzdem daß unsre Unteroffiziere Europens über-tünchte Höflichkeit nicht kennen (was wir natürlich in den Auswüchsen in keiner Weise beschönigen wollen). m.

Schillerliteratur 1905. Die C. F. Beck'sche Verlagsbuchhandlung in München hat den großartigen Mut gehabt, im Schillerjubiläumjahr zugleich drei bedeutende Werke über Schiller erscheinen zu lassen, die sich zu großen Teilen, was den Gegenstand betrifft, decken. Ihre Verfasser gehn allerdings jeder so entschieden seinen eignen Weg, daß die drei Bücher das starke Licht Schillers in dreifacher, verschiedener Brechung zeigen und recht gut nebeneinander gelesen werden können.

Rühnemanns „Schiller“\*) reproduziert und beleuchtet vor allem glänzend den Dramendichter. Ein empfänglicher und hochgespannter Mensch der Gegenwart, philosophisch und künstlerisch nicht bloß unterrichtet, sondern innerlich tätig, gibt hier seine bewundernden Eindrücke berechtigt wieder, natürlich nicht ohne Verarbeitung des schon früher von andern gesagten, wovon vereinzelt, wie Scherers schiefe Geßlercharakteristik, sogar recht wörtlich wiederlehrt. Die Sprache des Buchs ist temperamentvoll und modern und bedient sich fast aller neuen Stileigentümlichkeiten, die die gegenwärtige Kunstschriftstellerei geprägt hat, bis zum Fachstil. Über die Wandlung der Wertung des Idealisten bei Schiller vom Carlos zum Wallenstein lesen wir zum Beispiel: „Jetzt gilt die Welt ohne Rest als das Gebiet der Realisten. Die Idealisten bilden eine kleine verlorne Gemeinde für sich. Fast zu sehr betont Schiller den weltfremden Charakter. Aus seiner Entwicklung erklärt sich das.“ Piff, pass, puff. Einiges hat uns leider auch schaumig angemutet, zum Beispiel die Bemerkungen über das Wunder gelegentlich der Jungfrau von Orleans. Wenn Rühnemann die Maria Stuart eine dramatische Satire, die Jungfrau von Orleans eine Elegie, den Tell ein Idyll nennt, ist mit der Auspielung solcher Pointen mehr gewonnen oder mehr ertäuscht? Schiller sagt einmal vom Wallenstein, der Moment der Handlung sei so prägnant gewählt, daß er alles enthalte, was zur Vollständigkeit gehöre, und ergänzt diesen Ausspruch durch das Bild: nichts blindes sei darin, nach allen Seiten sei es geöffnet. Wer die letzte rein anschauende Wendung Schillers nicht versteht, dem wird sie auch durch Rühnemanns akademische Vermöhlung nicht klarer werden: „d. h. in seiner vollen Bedeutsamkeit nach den realistischen und idealistischen Tendenzen durchleuchtet.“ Auch mit der großen Ungleichmäßigkeit des Buchs haben wir zu kämpfen gehabt: 86 Seiten über die Räuber und 15 über den Tell! Das alles sagen wir nicht, um zu tadeln, sondern um unserm Schlußurteil mehr Gewicht zu geben, daß Rühnemanns „Schiller“ trotzdem ein lebensvolles und interessantes Exegetenwerk ist, eins der besten, die wir über Schiller den Dramatiker besitzen.

Wer den Dichter will verstehen, muß in Dichters Lande gehn. Auf diesem Wege liegt die Aufgabe des Biographen, und dieser Aufgabe, die Rühnemann nicht hat lösen wollen, hat sich Berger\*\*) mit Geschick und Treue hingegeben. Der erste Band seines Werkes führt bis zur Berufung Schillers nach Jena. Den Menschen Schiller lernt man nirgends so kennen und lieben wie an Bergers Hand. Berger erzählt und hat, wie richtige Erzähler, viel zu erzählen; er tut es aus genauester Kenntnis der Lebens Einzelheiten seines Helden heraus und mit der Kunst und verhaltenen Wärme eines Romanschriftstellers. Tausend Zeugnisse sind geschickt verwoben, vor allem Schillers Briefe klug ausgenutzt worden. Und nirgends bemerken wir unwesentlichen Kleinram; alle kleinern Züge sind so in das große Bild eingestellt, daß der Fluß der großen Linie nie unterbrochen wird. An Schillers Werken weist Berger sorgfältig die Tendenzen und Stellen nach, die aus dem Leben des Dichters entsprungen sind, und verknüpft sie mit diesen; ihre künstlerische Betrachtung ist nicht die erste Aufgabe des Biographen, und in zweiter Linie ist Berger auch diesem Teile trefflich gerecht geworden. Wenn sein Buch als Seitenstück zu Bielschowskys Goethe bezeichnet worden ist, so gilt das jedenfalls insofern, als es die beste deutsche Schillerbiographie ist und hoffentlich auch im zweiten Bande wird, die wir haben; in der ästhetischen Durchbildung reicht es wohl nicht ganz an Bielschowskys Goethe heran, erweist sich aber in seiner ausführlichen, abwägenden, zuverlässigen Art etwa Hausraths vortrefflicher neuer Lutherbiographie als ebenbürtig.

\*) Schiller, von Eugen Rühnemann, 1905.

\*\*) Schiller. Sein Leben und seine Werke. Von Karl Berger. In zwei Bänden. Erster Band [der zweite wird für Weihnachten 1906 in Aussicht gestellt], 1905.

Ein etwas kleineres Publikum wird man dem Buche von Petsch\*) vorherzagen können, weil es das feinste, reinste und tiefste der drei Bedfchen Schillerwerke ist. Unter Fruchtbarmachung zweier der höchsten geistig = sittlichen Begriffe, die gerade in Schillers Denken eine entscheidende Rolle spielen, wird hier Art und Schicksal aller wichtigern dichterischen Charaktergestalten Schillers erläutert, woraus sich ein überraschend neues, wahrhaft goldnes Kapital für das tiefere Verständnis namentlich der spätern, reifen Werke Schillers ergibt. Der Verfasser entwickelt ruhig und frei, ganz selten taucht eine kleine philologische Überängstlichkeit auf,\*\*) die man um der erstrebten „anständigen Popularität“ willen noch wegreuschert wünschte. Als Meisterstücke eines besonnenen, die Hauptwurzeln von Schillers ethopoetischer Kunst bloßlegenden Eindringens erscheinen uns in Petschs Buch die Betrachtung der Charaktere von Wallenstein und Max (Petsch würde sagen: Wallensteins und Max') und die des Tell, wo sehr wertvolles Neues ganz einfach gesagt ist. Wenn sich die weiteren Bände der „Goethe- und Schillerstudien“ auf derselben Höhe bewegen werden wie dieser erste Band, so haben wir in ihnen eine der wichtigsten exegetischen Publikationen für die deutsche Kultur zu achten. Dieser Band im besondern gehört nicht nur in die Hand von Lehrern, die sich ganz damit zu durchdringen haben, um das hier zu erwerbende für den Unterricht ausmünzen zu können, sondern auch vor allem von Schauspielern, die als Darsteller einer Schillerischen Hauptrolle irgend ernst genommen werden wollen.

Von kleinern Schillerveröffentlichungen nennen wir: Die Verhandlungen über Schillers Berufung nach Berlin, geschichtlich und rechtlich untersucht von Adolf Stölzel (Berlin, Wahlen, 1905) [für Juristen, die ihren Schiller hochhalten], dann: Charlotte von Schiller, von Hermann Mosapp (Stuttgart, Kielmann, 1905. 3. Aufl.) [für Frauen], und: Klassische und romantische Satire. Eine vergleichende Studie von Dr. Max Glas (Stuttgart, Strecker und Schröder, 1905) [für Leute, die sich für das große Literaturpeilschießen interessieren, das mit den Xenien eröffnet wurde und — so kleines dabei unterläuft — doch im ganzen die Größe der Literaturbewegung vor hundert Jahren zeigt, um die wir unsre Urgroßväter nur beneiden können].

Ach leider! und daß Gott erbarm! Der lieblosen Bemerkungen und der schlimmen Prognostika, die man zu hören bekommt, wenn sich zwei junge Leute heiraten, die beide nichts haben, sind allerwärts gar viele. Wovon wollen die denn leben! Die werden zusammen am Hungertuche nagen. Von der Liebe kann man nicht leben. Von der Liebe kann man nicht satt werden. L'amore non fa bollire la Pentola. Badiamo di non avere a far de' Digiuni mal comandati. Und so weiter. Eine drastische Wendung, die Armut eines solchen Pärchens zu bezeichnen, lautet: Die Braut heißt: Ach leider! und der Bräutigam: Daß Gott erbarm!

Die Brautleute hätten also einen Namen wie das Lizeroder Bier oder wie der Henker, der Meister Auweh! genannt wird, oder wie der Teufel, der: Gott sei bei uns! heißt. Will sagen, einen Namen, der sich von einer fremden, auf sie gemünzten Äußerung herschriebe. Die Formel, die die Christen beim Anblick des Teufels brauchen, wird zum Titel des Bösen Feindes selbst.

Daß einer sich im Laufe des Gesprächs selbst seinen Namen schmiedet und die Phrase als Titel behält, die er beständig im Munde führt, ist eine alltägliche Erfahrung. Wer hätte noch nichts von Heinrich Tasomirgott oder von dem Lederhändler Barebone, dem Damned Barebone gehört, der den glaubensstarken Vornamen hatte: Wäre Christus nicht für uns alle gestorben, so wären wir alle verdammt? — Aber auch andre Personen können uns zu einem Spitznamen ver-

\*) Goethe- und Schillerstudien, herausgegeben von R. Petsch, erster Band: „Freiheit und Notwendigkeit“ in Schillers Dramen von R. Petsch, 1905.

\*\*\*) Zum Beispiel S. 172: „Offenbar besteht sich die geplante Erhebung nicht auf den Selben, sondern . . .“: selbstverständlich nicht.

helfen, indem sie in entscheidenden Augenblicken etwas zu uns sagen und gleichsam über uns einen unvergeßlichen Segen sprechen. Es ist nicht ganz so häufig, aber es kommt auch vor.

Ich will dahingestellt sein lassen, ob das biblische Wort *Manna* auf die verwunderte Frage der Kinder *Israel*: *Man hu?* Was ist das? *Quid est hoc?* zurückgeht. Gegenwärtig würde man darauf antworten: ein vegetarisches Speisehaus. Ich will auch nicht untersuchen, ob der gute alte *Sherry* in *Spanien* *Rancio* genannt wird, weil er sogar den ernstesten *Kastilianer* aus dem Gleichgewichte bringt und zu dem *Ruse* hinreißt: *Que Cuerpo rancio!* Welch ein alter Stoff! Das *Anekdotenhafte* spielt bei dieser Art von Namengebung eine große Rolle. Die altadliche neapolitanische Familie der *Caraffa* stammt angeblich von den *Caraccioli*; ein *Caraccioli* soll im Jahre 982 *Kaiser Otto II.* in der Schlacht bei *Cotrone* das Leben gerettet haben, indem er sich zwischen ihn und die Feinde warf, und tödlich verwundet zu den Füßen des *Kaisers* niedergesunken sein. Gerührt habe sich der *Kaiser* über den *Tapfern* gebeugt, ihm eigenhändig das Blut vom Panzer abgewischt und dem *Sterbenden* zugerufen: *Cara Fè mè la vostra!* Lieb ist mir eure *Treue!* Und aus diesen kaiserlichen Worten hätten die *Nachkommen* den neuen Familiennamen *Caraffa* gebildet und die drei beim Abwischen des Bluts entstandnen weißen Streifen in ihr Wappen aufgenommen. Bei uns knüpft sich eine solche Sage an die Familie *Spiegel* zum *Desenberg*. Der *Urahn* soll ein *Frank* gewesen sein und mit *Karl dem Großen* gegen die *Sachsen* gefochten haben. Da wäre der *Kaiser* mit ihm auf eine *Anhöhe* bei *Paderborn* gegangen und habe zu ihm gesagt: *Spiegel di von diesem Berg!* wobei er ihm alles umliegende Land zu *Lehen* gegeben habe.

*Ariost* leitet in seinem *Rasenden Roland* den Namen der *Erste* von einer solchen *Belehnung* ab; *Karl der Große* habe, indem er *Ruggiero* das alte Schloß *Ateste* schenkte, die lateinische Formel gebraucht: *Esto hic domini!* und danach seien die *Fürsten Erste* genannt worden. *Orlando Furioso*, Canto 41, Stanze 65.

Und um noch ein *Histörchen* aus der neuesten Zeit anzuführen: Vor zwanzig Jahren starb der *Wiener Polizeipräsident* *Karl Ritter Articzka* von *Zaden*. Dessen *Vater* hatte unter *Kaiser Ferdinand* eine hervorragende *Beamtenstellung* eingenommen und sich darin durch *Verlässlichkeit* und *Pünktlichkeit* ausgezeichnet. Einmal war der *Kaiser* mit einem *Berichte*, wegen der *Klarheit* und *Exaktheit*, ganz besonders zufrieden gewesen; er wollte den *Verfasser* belohnen, hatte aber den schwer zu merkenden Namen vergessen. Die *Minister*, die er deshalb befragte, rieten hin und her, bis einer von ihnen sagte: *Majestät* meinen vielleicht den *Articzka*? — Ja, den! erwiderte *Kaiser Ferdinand*. Als der *Monarch* den *Beamten* später in den *Adelstand* erhob, wollte dieser die beiden für ihn so schmeichelhaften *Wörtchen* als *Prädikat* genommen sehen, er nannte sich stolz: von *Zaden*.

Aber nicht bloß einzelne Familiennamen sind nach dieser Methode gebildet worden, vielmehr reicht sie bis in die ersten Anfänge der Sprache zurück, ja für *Vater* und *Mutter* haben wir keine andern Bezeichnungen als solche bei ihrem *Anblick* ausgestoßne Laute. Daß die *Eltern* ihre Namen den *Kindern* danken, klingt ja selbstverständlich; aber es ist wichtig, sich klar zu machen, daß dies keine abstrakten Begriffe sind, wie sie die *Gelehrten* den *Kindern* oktroyieren, sondern daß das unbewußte *Gelalle* und *Geplauder* der kleinen *Kinder* direkt zum *Titel* der sie pflegenden *Eltern* wird, und daß dann auch andre diesen *Titel* brauchen, um die *Eltern* zu bezeichnen. Mit *Va Va* oder *Vä Vä*, wie die *Franzosen* schreiben: mit *Bé Bé*, beginnt alle menschliche *Rede*; es sind die ersten Laute, die die *Säuglinge* stammelnd artikulieren, deshalb heißen die kleinen *Kinder* *Babies*, wie die *italienischen* *Gänschen*: *Papert*. Aber auch *Vater* und *Mutter* heißen so, sie werden ebenfalls zu *Babas*, weil die *Kinder* *Baba* machen, wenn sie nach ihnen verlangen — *Baba*, *Babbe* und *Babbo* sind uralte *Kontingente* der allgemeinen *Kindersprache* und *Worte* nachgerade für alles, was die *Kinder* sehen und kennen lernen, nicht bloß für die

Eltern, sondern auch für die Großeltern, ja sogar für die Wiege und den Brei, mit dem sie gefüttert werden, die sogenannte Papppe. Der Lippenlaut pflegt nämlich bald schwächer, bald stärker artikuliert zu werden, sodaß bald ein B, bald ein P herauskommt, ohne daß damit im Prinzip etwas geändert würde. Pappus war der Großvater bei den alten Römern und bei den alten Griechen, Baba ist die slawische Großmutter, die Alte, die im russischen Volksaberglauben eine besondere Rolle spielt, und schon Naufikaa redet ihren Vater, den König der Phäaken, mit lieber Pappa an. *Πάππα φίλε*, sagt sie in der Odyssee, könntest du mir nicht einen Wagen geben? (VI, 57). Auch die Russen nennen den Vater Pápa und das Väterchen: Bátjuschka, während wir mit undeutscher, französischer Betonung Papá sagen. Bei den Arabern und bei den Türken heißt er Baba, bei den Italienern heißt er il Babbo. Niemand wird diese Papanamen voneinander trennen, niemand wird auch die eigentlichen, offiziellen Vaternamen, eben das Wort Vater oder Vater anders erklären wollen; der Vater ist kein Beschützer, er ist auch kein Ernährer, er ist auch nicht der Herr, solche Titel passen schlecht zu dem Verstand der Kinder; er ist nichts weiter als das personalisierte Pa, wie noch der Amerikaner sagt, indem er, die wesentliche Silbe allein behaltend, an seinen Vater schreibt: Liebster Pa!

Er schreibt wohl auch: Liebster Pa und Ma! denn für die Mutter gilt eine andre Artikulation, obwohl auch hier das B nicht fremd ist, wie nicht bloß die Russen mit ihrer Baba, sondern auch die Schwarzen in Ostafrika beweisen, die ihr Mütterchen Bibi nennen. Die Mutter charakterisiert das M, weil das Kind M M macht, wenn es trinken will; beim M werden die Lippen wie beim B und beim P geschlossen, aber nicht geöffnet, sondern zusammengepreßt, und dies ist die Mundstellung, die das Kind beim Saugen unwillkürlich einnimmt. Es muß die Lippen fest anlegen, um die Mimi in den Mund zu bekommen, darum erhält die Mutterbrust den Namen Mamma und die Mutter selbst den Namen Mama oder Mater. Wenn die italienischen Kinder das Getränk il Mommo nennen und in Frankreich die Kinder selbst Mômes heißen, so beruht das nur auf einer andern Anwendung des Naturlauts, der alle Ammen- und Mutternamen der Welt, bis auf die homerische Maia, in wunderbarer Übereinstimmung hervorgetrieben hat. An eine Wurzel M, ausmessen, austeilen, zu denken und die Mutter zu einer Wirtschaftlerin, einer Zuteilerin des Unterhalts an Gesinde und Vieh zu stempeln, zeugt von einer absoluten Unbekanntschaft mit den Vorgängen der Natur und ist ebenso absurd wie vorhin die Etymologie von Vater. Heißt dieser nicht gelegentlich auch Tata, Tatta, Tetta, Atta, Atti und Tateleben? War nicht der Hunnenkönig Attila so gut wie der russische Kaiser ein Väterchen? Attila, hochdeutsch Egel, ist das Diminutivum von Atta, das wie Pappa schon im Homer vorkommt und zum Beispiel von Telemach als Anrede des Sauhirten gebraucht wird (Odyssee XVI, 31). Das sind ähnliche Fallwörter mit dentaler Artikulation, wobei wiederum, wie vorhin B mit P, so T mit D abwechselt. Denn die Kinder machen auch Dada. Wenn sie etwas Schönes sehen, so heißt es Dada oder Dodo; wenn sie etwas haben wollen, so verlangen sie das Dada, und wenn sie Klaps bekommen, so bekommen sie das Dada. Und auch hier sind wieder aus den kindlichen Lauten Worte hervorgegangen: der Hund ist der Dada, das Steckenpferd ist der Dada, und das wirkliche Pferd ist der Dada, daher die Kinder in Frankreich für reiten sagen aller à dada. Uhland schreibt diese Silbe den Gänsen zu:

Die Gens mit ihrem Dabern,  
Dada dada dada,  
Mit ihrem Geschrei und Schnabern  
Dada dada dada —

aber die kleinen Kinder überdadern die Gänse noch, und ihr Gedader hallt in der Weltgeschichte wieder, wenn sie von Attila und Atta Troll erzählt. Das ist auch ein Beitrag zu der Schöpfung der Sprache, über die Herr Wilhelm Meyer-Hinteln

(Leipzig, 1905) ein gedankenreiches Buch geschrieben hat, und zwar zu ihrer physischen Seite, das Goethische Motto bestätigend: Die Natur ist einfacher, als man begreifen, und zugleich verchränkter, als man sagen kann. Rudolf Kleinpaul

St. Expeditus. Ein Abonnent der Grenzboten fragt, was ihr Mitarbeiter C. J. zu dem neuen neapolitanischen Heiligen Expedit sagt. Gar nichts sagt er. Was geht es einen verständigen Deutschen an, wenn die kindischen Neapolitaner eine neue Puppe in ihrem Pantheon aufstellen? Auch habe ich von der Geschichte, die dort, wie es scheint, passiert ist, nichts gelesen. Übrigens ist St. Expeditus kein neuer Heiliger. Ich habe ihn vor fünfundvierzig Jahren im Schönauer Pfarrhause kennen lernen, wo er im Hausflur an die Decke gemalt war, mit der rechten Hand Briefe von Bittstellern empfangend und sie mit der linken irgendeinem himmlischen Kanzleidirektor überreichend, ich weiß nicht mehr welchem. Mein guter Pfarrer, der mit bureaukratischem Geschreibsel überladne Kommissarius Menzel, pflegte zu scherzen, der Heilige sei ihm als beständiger Mahner zur Eile auf den Nacken gesetzt worden. Der erste Popularisierer des Heiligen hat sich, wie man sieht, den Witiz gemacht, das Partizipium Perfekti Passivi mit dem Partizipium Präsens Aktivi zu verwechseln, denn seinem Namen nach ist der Heilige, dessen Legende, vorausgesetzt, daß es eine gibt, ich nicht kenne, nicht ein fleißiger Expedit gewesen, sondern hat zur leichten Kavallerie gehört.

C. J.



Herausgegeben von Johannes Grunow in Leipzig  
Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig — Druck von Karl Marquart in Leipzig



Die Verbreitung des Odol über die ganze Erde steht ohne Beispiel da.

*Es gibt kein zweites Industrieprodukt, das eine derartig enorme Verbreitung in allen Ländern gefunden hat.*